

Stück wie dünnes Blech krumm biegen konnte. Doch der ehrwürdigste Patriarch unter den Fuhrleuten war Koolipappa, dessen ganzer Stolz es war, das schnellste Zweigespann zu besitzen: kleine, zottige Estengäule, die beim Wettrennen auf dem Eise des Embach, jeden anderen Zweispänner überholten.

Im Winter bei strengem Frost ließ Jaschka die Fuhrleute nie draußen warten, sondern nahm sie mit in die Kneipe hinein, wo sie sich mit Schnäpsen und Glühwein erwärmten. Einmal – so hieß es – habe er bei heftigem Schneegestöber sogar zwei Rosse ausgespannt und im Vorzimmer des Konvents-Quartiers für die Nacht untergebracht. Aber das war noch vor meiner Zeit, und von Jaschka erzählte man sich so viel, daß ich mich für die Wahrheit dieser Begebenheit nicht verbürgen kann. Doch scheint sie mir durchaus glaubwürdig.

Unvergeßlich ist mir eine Nacht, als ich – noch ein schwarzer Fuchs – Jaschka im Kreise einer ganzen Schar von Fuhrleuten im Saal des Konvents-Quartiers antraf, die er alle eingeladen hatte und bewirtete, um Koolipappas siebzigsten Geburtstag zu feiern. Es war eine dankwürdige Nacht, in der es hoch herging. Es wurde viel gesungen und noch mehr getrunken. Der alte Kedra hatte einen wunderbaren Baß und kannte unzählige estnische Volkslieder, in die auch Jaschka mit seinem mächtigen Organ einstimme. Zum Schluß tranken Jaschka und der alte Koolipappa Brüderschaft, stellten sich mitten auf den Tisch und umarmten und küßten sich auf die Backen!

Jaschka hatte eine Vorliebe für den estnischen Gesang und kannte selbst eine Unmenge estnischer Volkslieder. Wie er überhaupt von Kindheit an mit den Esten vertrat war und nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Eigenart, ihre bildhaften Redewendungen und Sprichworte verstand und sie sogar oft im Deutschen gebrauchte.

»Wer weiß, ob ich nicht selbst ein halber Este bin«, meinte

Jaschka einmal lachend. »Was wissen wir, was alles und wer alles unsere Väter und Vorfahren waren? Mich würde es nicht weiter stören. Im Gegenteil: mir scheint, eine solche Auffrischung – ein Tropfen kräftiges Esten-Blut – täte uns nur gut!«

War es da verwunderlich, daß Jaschka sich nicht nur mit den alten estnischen Fuhrleuten gut verstand, sondern auch zu den estnischen Mädchen sich hingezogen fühlte – diesen Mädchen, wie sie von solchem Liebreiz und natürlicher Anmut wohl sonst kaum irgendwo in der Welt zu finden waren –, drüben auf der anderen Seite des Embach!

Die Zweispänner standen ja immer bereit. Jaschka brauchte sich nur hineinzusetzen und über die Steinbrücke zu fahren – in der Nacht, wenn der trübe Schein spärlicher Laternen das Dunkel kaum erhelle. Und natürlich mit aufgeschlagenem Verdeck!

III

Das Dorpater Studentenleben von einst soll hier weder im verklärenden Licht der Erinnerung verherrlicht noch aus der Perspektive des Alters mit den Augen eines strengen Sittenrichters und säuerlichen Moralisten nachträglich verdammt werden. Ich will versuchen, jene merkwürdige, ja, man kann wohl sagen, verrückte Welt, in der wir »Musesöhne« der »Alma Mater Dorpatensis« damals lebten, dem Leser wahrheitsgetreu darzustellen. Wirklich begreifen wird er sie nie. Selbst mir, der ich – zu meiner Schande muß ich es gestehen – zehn ganze Semester in jener von allen Museen längst verlassenem Museenstadt verbummelt habe, erscheint rückblickend diese Zeit heute kaum noch

als etwas wirklich Erlebtes, sondern wie ein verrückter Traum, an dessen tolle und abstruse Begebenheiten man sich kaum noch erinnern kann.

Der Farbendeckel beherrschte die Stadt, und ihre stolzen Träger fühlten sich als Herren der Schöpfung. Auch ich trug damals den rot-grün-weißen Deckel der »Livonia« und war nicht wenig stolz darauf. Man brauste im Zweispanner durch die Ritterstraße, um sich in seiner frischgebackenen Farbenpracht dem »staunenden Volk« zu zeigen, karrholte mit wehenden Fahnen, die Rosse mit rot-grün-weißen Federbüscheln geschmückt, zur Stadt hinaus, draußen in einem Krug, in Kerimoi, Wassula, Haselau oder Heiligensee den Stiftungstag zu feiern, jagte im Winter mit schellenklingender Troika auf dem Eis des Embach nach Quistental, Ruhental oder zum Hasenkrug – kurz, man fühlte sich, wenn nicht als Herr der Schöpfung, so doch als unumschränkter Herrscher dieser kleinen Stadt, auch wenn man außer unbezahlten Rechnungen meist nichts in der Tasche hatte.

Aber dafür hatte man – den Farbendeckel auf dem Kopf – überall Kredit: Anzüge, Fräcke und Pelziacken wurden einem dienstbeflissen nach Maß angefertigt, die besten Weine, Spirituosen und schönsten »Sakusken« mit Bücklingen dargeboten, auch geistige Nahrung – die Neuer-scheinungen auf dem Büchermarkt – konnte man sich unge-niert in der altrenommierten Krügerschen Buchhandlung in der Ritterstraße aussuchen und einfach mitnehmen; alles wurde »aufgeschrieben«, bar bezahlt wurde nichts! Sogar die Zweispanner, die man gnädig zu benutzen pflegte, begnügten sich mit einem Wisch, dem sogenannten »Oldermannszettel«, auf den man nur seinen Namen hinzukritzeln brauchte. War es da ein Wunder, daß man diese märchenhafte Zeit mit vollen Zügen genoß und über das Nachher sich nicht weiter den Kopf zerbrach, dem Wahlspruch der Livonia vertrauend: »Es bleibe beim al-

ten!« Wenn es bisher beim alten geblieben war – warum sollte es nicht auch in Zukunft dabei bleiben?

Wir waren damals etwa dreihundert deutsche Studenten in Dorpat. Das war im Vergleich zu den zahlreichen Esten, Letten und Russen nicht viel. Aber gerade als kleine Minorität schlossen wir uns um so fester zusammen. Ein jeder trat für den andern ein, und wenn einer von feindlicher Übermacht bedroht oder gar überfallen wurde, eilte auf den Hilferuf: »Bursche heraus!« alles herbei, dem Bedrängten beizustehen und mit kräftigen Fäusten herauszuschlagen.

Wir alle durzten uns, irgendwelche Standesunterschiede gab es nicht, ob man von Adel oder bürgerlich war – das war völlig gleichgültig. Das kleine Wörtchen »von«, von dem woanders so viel Wesens gemacht wurde, spielte unter uns Studenten nicht die geringste Rolle und wurde überhaupt nicht ausgesprochen. Dafür hatte fast jeder einen Spitznamen, der meist für sein ganzes Leben an ihm hängen blieb. So gab es zu meiner Zeit den »Kranich«, den »Osterhasen«, den »fliegenden Schinken«, das »rote Vergnügen« und die beiden »Äpfel«, zwei Brüder, von denen der eine, der rosige Bäckchen hatte, der »Rosenapfel« genannt wurde, während der andere, von bräunlichem Teint, sich damit abfinden mußte, daß man ihn den »anderen Apfel« oder auch schlicht und herzlich den »Pferdeapfel« nannte. Hier in Dorpat wurden die Freundschaften fürs Leben geschlossen: der Gutsbesitzer, der Pastor, der Doktor – das waren oft Duzfreunde von Dorpat her, durch das gleiche Farbenband viel enger miteinander verbunden, als durch den Standesunterschied getrennt.

Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß kaum irgendwo sonst ein so geselliges, ja übermütiges Studentenleben herrschte wie im alten Dorpat. Da gab es außer den zahlreichen Privatbällen und Wohltätigkeitsveranstaltungen die berühmten »Mußen«- und »Ressourcen-

Bälle«, Liebhaber-Aufführungen, Jagden und rauschende Hochzeitsfeiern auf den benachbarten Gütern, die mindestens drei Tage dauerten und zu denen wir Studenten immer dutzendweise als Tänzer eingeladen wurden. Oder es wurden auf dem Eis des Embach Troika-Fahrten mit jungen Damen veranstaltet oder auch Schlitten-Partien zu zweit durch verschneite Wälder – sogar bei Mondschein! Doch alles dies spielte sich in einer Welt des Althergebrachten, einer durch nichts zu ersütternden Tradition ab. Wie vergnügt und ausgelassen man auch war, stets wurden die äußerst strengen Formen des Anstandes und der guten Sitten gewahrt. Auch nur der geringste Verstoß gegen diese ungeschriebenen Gesetze hatte unabsehbare Folgen.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, die sich noch vor meiner Zeit ereignet hatte, die aber noch Jahre lang nachher die Gemüter erregte und wahre Stürme der Empörung und des Abscheus entfesselte. Was war geschehen? Auf einer Schlittenpartie hatte ein junger Livone in vorgerückter Stunde – wohl ein wenig angeheitert oder durch den Mondschein dazu veranlaßt, es wurde allerdings auch behauptet, die junge Dame hätte ihn dazu ermuntert –, kurz und gut: der seiner Gefühle nicht mehr ganz mächtige Studiosus hatte seiner Angebeteten im Schlitten auf offener Straße – einen Kuß gegeben, wobei die Behauptungen auseinander gingen, ob auf den Nacken oder sogar auf die Wange. Jemand hatte es gesehen, weiter erzählt – und schon im Lauf des nächsten Tages war die empörende Untat in der ganzen Stadt ruchbar geworden.

Und was war die Folge? Ein Onkel und Vormund der jungen Dame mußte selbstverständlich die verletzte Ehre seiner Nichte wiederherstellen, und das war natürlich nur durch ein Duell möglich. Und bei diesem Duell – auf Pistolen, mit dreifachem Kugelwechsel – fiel der gute Onkel, durch einen unglücklichen Schuß tödlich getroffen. Und der

Student, der durch den verhängnisvollen Kuß zum Mörder geworden war, mußte sein doppeltes Verbrechen mit einigen Monaten Festungshaft abbüßen. Aber dafür war die Ehre der jungen Dame wiederhergestellt...

Man lebte eben damals um die Jahrhundertwende im alten Dorpat nicht nur in einer anderen Zeit, sondern auch in einer anderen Welt. Und doch wäre es falsch, sich über jene Welt von damals lustig zu machen, auch wenn sie uns heute etwas seltsam und komisch erscheinen mag. Aber ein wenig lächeln soll uns doch erlaubt sein!

Mein Gott – wenn ich an unsere Mußenbälle zurückdenke! Wie stolz wir Livonen, den prächtigen, nur für den Ball angefertigten feuerroten Farbendeckel in der von weißen Glacéhandschuhen umspannten Hand, uns im Walzer drehen oder mit klackernden Hacken, die federleicht trippelnde Dame am Arm, in feuriger Mazurka über das Parkett flogen, jäh in die Knie sanken, während die Angebetete, leicht und anmutig, zwar immer noch an unserer weißen Glacéhand, aber doch – ein göttliches Wesen, allem Irdischen entrückt – uns im zierlichen Trippelschritt umkreiste!

Das Tanzen war damals – auch wenn man sich in den Armen hielt und in scheuer Beklommenheit die körperliche Nähe des weiblichen Geschlechts spürte, zuweilen sogar der Atem oder eine gelöste Haarlocke die erschauernde Wange streiften – durchaus etwas Platonisches: ein ätherisches Schweben geschlechtsloser Seelen.

Sogar bei den Schlitten-Partien, selbst wenn sie zu zweit und bei Mondschein unternommen wurden, kam es höchstens, und auch das nur, wenn man sehr verliebt war und vor lauter Seligkeit einander nichts zu sagen wußte, allerhöchstens in einem Augenblick überschwänglicher Ekstase – und natürlich nur bei Vollmond – aller-, allerhöchstens zu einem ver stolzen, scheuen Händedruck unter der schweren Pelzdecke, so daß selbst die Augen der Verlieb-

ten von dieser heimlichen Zärtlichkeit keine Kenntnis erhielten. Und selbstverständlich steckten die Hände dabei in dicken wollenen Handschuhen . . .

Bei dem leichtlebigeren Kurländern soll es allerdings gelegentlich – aber nur, wenn der Schlitten umkippte –, auch zu einem schneuen Kuß der vernumnten Pärchen gekommen sein. Doch bei uns korrekten Livonen war selbst dies ganz undenkbar!

Von einem solchen Augenblick unsagbarer Seligkeit – einer Schlittenfahrt im Mondschein durch verschneite Wälder und einem heimlichen Händedruck – träumte man damals noch lange. Mancher vielleicht bis an sein Lebensende . . .

Nach dieser Abschweifung über das Dorpater Studentenleben wenden wir uns wieder Jaschka zu, der für solche Schlitten-Partien bei Mondschein kein rechtes Verständnis hatte und es vorzog, im Zweispänner mit seinen Saukumpänen in die Krüge zu fahren – oder auch mit aufgeschlagenem Verdeck über die Steinbrücke sich auf die andere Seite des Embach zu begeben.

IV

Nur ungern besuchte Jaschka Bälle. Bei seiner Körperfülle machte ihm das Tanzen keinen Spaß. Auch trat er mit seinen ungeheuren Füßen den Damen ständig auf die zierlichen Tanzschuhe. Und noch anstrengender als das Tanzen war es für ihn, sich mit seiner Tischdame zu unterhalten.

Er zog es daher vor, sich leiblichen Genüssen hinzugeben, die keine anstrengende Konversation erforderten. Wenn es ihn dann in vorgerückter Stunde doch gelüstete, einen

Blick auch in jene andere, feinere Welt höherer Gesittung zu werfen, in der auf spiegelndem Parkett sylphidenartige Geschöpfe in Anmut und Unschuld sich im sanften Takt eines schmachtenden Walzers wiegten, brauchte er nur im Zweispänner sich vor die hellerleuchteten Fenster des festlichen Ballsaales zu begeben, um von draußen, in warmer Pelzjacke mit hochgeschlagenem Biberkragen, dem seltsamen Treiben da drinnen durch die schützende Glasscheibe mit schmunzelndem Behagen und boshaften Bemerkungen als Unbeteiligter zuzuschauen.

In Dorpat herrschte nämlich der sonderbare, durch eine althergebrachte Tradition geheiligte Brauch, daß die farbentragenden Studenten den Bällen nicht nur als richtig eingeladene Gäste, sondern auch ungeladen als Zaungäste beiwohnen konnten. Und es war selbstverständlich, daß auch die Zaungäste mit Ananas-Bowle, Punsch, Kaviarbrötchen, Schmantenschaum-Torten und Eis-Biskuits bewirtet wurden. Graubärtige Hausdiener und weißgeschürzte und behaute Stuben-Mädchen eilten dienstbeflissen mit silbernen Tablets vors Haus, wo die Zaungäste standen und trugen auch Stühle herbei, um ihnen das Zuschauen bequemer zu machen. Wenn gelegentlich in einer Tanzpause die Fenster geöffnet wurden, flogen auch ausgelassene Scherze hinüber und herüber, ohne zu einer verpflichtenden und anstrengenden Konversation auszuarten. Als Zaungast hatte man also die gleichen Genüsse und dazu noch den großen Vorteil, jederzeit nach Belieben sich stillschweigend entfernen zu können. Man brauchte nur einem Zweispänner zu winken, die bei solchen Bällen immer zahlreich vor den hellerleuchteten Fenstern hielten, und davonzubrausen – wohin es einem beliebte . . .

Und damit bin ich in meinem Bericht an einer heiklen Stelle angelangt, die ich aus Rücksicht auf empfindsame Leser am liebsten gar nicht berührt hätte, die aber für das Verständnis aller weiteren Begebenheiten unentbehrlich

ist. Auch soll hier vom Dorpater Studentenleben jener Zeit ein wahrheitsgetreues, kein rosa gefärbtes Bild gegeben werden, wie es sich damals in den niedlichen Backfisch-Köpfchen spiegelte, die für alles, was Farben trug – ganz besonders aber für den rot-grün-weißen Deckel der Livonen –, schwärmten und heimlich für ihre Auserwählten Farbenbänder häkelten.

Ach, wenn sie gehaut hätten, was zuweilen mit diesen Farbenbändern geschah, daß sie nicht immer stolz über der Brust am Herzen getragen, sondern – wenn erforderlich – auch tief in der Hosentasche schamhaft versteckt wurden! Auch der Farbendeckel wurde bei solchen Gelegenheiten mit einem Hütchen oder einer Melone vertauscht, wenn die Fahrt im Zweispänner mit aufgeschlagenem Verdeck über die Steinbrücke ging – auf die andere Seite des Embach . . .

Doch mit dem Farbendeckel auf dem Kopf durfte man sich drüben, im verrufenen »Trans-Embach« mit seinen anrüchigen Lokalen, vulgären Kneipen, fragwürdigen Badstuben und schlimmeren Etablissemments nicht blicken lassen. Laut Kommentar war es uns Livonen – wie jedem farbentragenden Studenten – streng untersagt, jene Häuser von mehr oder weniger zweifelhaftem Ruf jenseits des Embach im Schmuck unserer Farben zu betreten. Nur zur Badstube von Panof durfte man auch in Farben hinfahren. Denn hier bei Panof wurde nach alter Tradition vor jeder Mensur gebadet. Das hatte sich im Lauf der Zeit so eingebürgert, weil es dieserseits des Embach keine öffentliche Badeanstalt gab.

Diese Badstube von Panof gehörte zwar einem Russen, wurde aber von einem tüchtigen estnischen Bademeister geleitet, hatte nur männliche Bedienung und keinen Ausschank von Getränken. Es war also ein durchaus solides, ernsthaftes Unternehmen, das ausschließlich der Sauberkeit und Hygiene diente. Nach dem Vorbild der russischen

Banja und der finnischen Sauna wurde man hier mit allen Finessen dieser hochentwickelten Bade-Kultur in glühenden Dampfschwaden geschmort, in Kachelwannen geschruppt und schließlich von starken Fäusten und prickelnden Birkenruten ausgiebig bearbeitet.

Der einzige Mangel, den die Badstube von Panof aufzuweisen hatte – der für ein richtiges Vollbad unerlässliche Alkohol –, ließ sich leicht dadurch beheben, daß man einige Flaschen Rotwein, Arrak oder Rum vom Konvents-Quartier im Zweispänner mitnahm: in der heißen Wanne sitzend brauchte man nur den Hahn aufzudrehen, um sich nach eigenem Geschmack einen starken Punsch oder milden Glühwein zu brauen und sozusagen frisch vom Faß zu genießen. Und da die meisten Baderäume vier tief in den Boden eingelassene Kachelwannen hatten, konnte dem Genuß eines solchen Trinkgelages – in heißen Badewannen sitzend – auch in Gesellschaft gefrönt werden. Denn es war Sitte, daß man am Abend vor der Mensur den, der am nächsten Morgen »los zu gehen« hatte, in die Badstube begleitete und dafür sorgte, daß er nicht zu spät ins Bett kam, um gut auszuschlafen am nächsten Morgen die Klinge zu schwingen.

Vor dem Bad aber wurde – ebenfalls nach altem Brauch – das Lied von den »Drei Lilien« gesungen:

Drei Lilien, drei Lilien –
die pflanzt mir auf mein Grab . . .
Und sterbe ich noch heute,
dann bin ich morgen tot –
begraben mich die Leute
ums frühe Morgenrot . . .

Auch Jaschka mit seiner mächtigen Stimme pflegte in der Badstube von Panof die »drei Lilien« mitzusingen, die hier, unter der gewölbten Decke, besonders wirkungsvoll zur Geltung kamen. So hatte das Bad bei Panof – so aus-

gelassen und unbekümmert man sich auch gab – doch einen ernststen Hintergrund, was Jasčka einmal mit folgenden Worten ausdrückte: »Schweine werden zuerst geschlachtet und dann gebadet und geschruppt – bei uns ist es umgekehrt!«

Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß es außer der soliden Badstube von Panof auch noch eine andere Badeanstalt gab, nämlich die von Tiedemann. Sie gehörte zwar einem Deutschen, war aber in jeder Beziehung ein wenig anrüchig. Unscheinbar von außen – ein niedriges, lang gestrecktes Holzgebäude –, waren die Innenräume mit Wachstuch-Diwans, Spiegeln, Papierblumen und allerlei Nippes ausgestattet. Auch konnte man bei Tiedemann alles haben, was man sich wünschte: Schnäpse, süße Liköre, Appetit-Brötchen und Saksuken aller Art – und hier gab es weibliche Bedienung.

Diese Bedienung – durchaus ehrbare Matronen gesetzten Alters und umfangreicher Körperfülle – richtete das Bad und nahm die Bestellungen entgegen: was man wünschte – und wer das Gewünschte servieren sollte. Und dafür gab es eine große Auswahl. Diese sogenannten »Servier-Mädchen« waren jung. Es waren meist Ladenmädchen, Näherinnen, Wäscherinnen und dergleichen die sich auf diese Weise auch nachts einen Nebenverdienst verschafften.

Außer diesen Badstuben gab es auf der anderen Seite des Embach auch noch die üblichen Häuser mit den roten Laternen und das berühmte Restaurant Kudrjawzew mit einer Damen-Kapelle und varietätartigen Darbietungen. Doch Jasčka, der eine Vorliebe für das Ursprüngliche, Derbe und Volkstümliche hatte, bevorzugte die sogenannten »Tara-Bälle«, die vom estnischen Turnverein veranstaltet wurden, dem Handwerker, Feuerwehrleute, Turner und Fußballer angehörten, und wo es hoch herging. Auf diesen Tara-Bällen wurden noch die alten estnischen Volkstänze getanzt, vor allem der berühmte »Cariajak«, bei dem

sich zwei Paare gegenüberstehen, die im Verlauf des Tanzes ihre Damen tauschen, wobei kräftig mit den Füßen gestampft und in die Hände geklatscht wird.

Dieser Cariajak war ein Tanz nach Jasčkas Geschmack und für seine Körperfülle wie geschaffen: kein Gleiten und Schweben in höheren Sphären, sondern ein herzhaftes, unbekümmertes Stampfen auf dröhnendem Tanzboden! Und statt anstrengender Konversation – derbe Späße, wilde Aufschreie, Kreischen und Gelächter. Hier wurde fest zugepackt, man hielt einander nicht schen und zaghaft mit Glacé-Handschuhen, sondern mit nackten, kräftigen Fäusten, und wenn man im tollen Stampfen gelegentlich auch seiner Dame auf die Füße trat, so hatte das nichts zu bedeuten.

Und hier, auf dem Tara-Ball, als Jasčka unter wildem Händeklatschen und Fügestampfen des in immer rasenderem Tempo wirbelnden Cariajak seine Dame mit der seines Visavis tauschen mußte, wurde ihm jenes Geschöpf in die Arme gedrückt, das er nie mehr loslassen sollte.

Sie hieß Janne, war damals kaum siebzehn Jahre alt, nicht eigentlich schön, aber von ungewöhnlichem Liebreiz und einer Anmut, die bei den jungen Estinnen keine Seltenheit ist. Janne war eine Waise, ohne Anhang und als Näherin bei einer Putznacherin tätig.

Leider konnte ich jenen dankwürdigen Tara-Ball, auf dem Jasčka Janne kennenlernte, nicht selbst mitmachen. Von Panof, wo wir gebadet hatten, brachte mich Jasčka gleich nach Hause, weil diesmal ich das »Schwein« war, das am nächsten Morgen auf der Schlachtbank der Mensur bluten sollte. Wir waren am hellerleuchteten Tara-Hause vorbeigefahren, aus dem die lockenden Klänge des fröhlichen Cariajak schmetterten, doch Jasčka bestand darauf, daß ich frühzeitig zu Bett ging, um am nächsten Morgen mit frischen Kräften mich schlagen zu können. Denn mein Gegner war diesmal einer der besten und gefürchtetsten

Paukanten, ein Riese von Wuchs, der sich durch eine Bemerkung von mir – einen harmlosen Schüttelreim, den ich auf ihn gemacht hatte – in seiner Ehre gekränkt fühlte und dem ich daher Satisfaktion zu geben hatte.

Jaschka brachte mich also von Panof frisch gebadet im Zweispänner nach Hause, fuhr aber dann wieder zurück über den Embach auf den Tara-Ball, von wo er erst spät am nächsten Morgen heimkehrte, als ich schon abgeschlachtet in der Klinik lag: im letzten Gang war durch einen unglücklichen Zufall ein illegaler Nachhieb meines Gegners, den mein Sekundant ausgehoben hatte, seitwärts unter dem Lederhelm mir ins linke Auge gedrungen. Auf unseren Mensuren zerkratzten wir uns nicht gegenseitig die Gesichter – wir schlugen uns auf Brust und Arm, der Kopf war durch einen Lederhelm geschützt. Aber mein Auge hatte er doch nicht schützen können.

Ich mußte nun einige Wochen im Dunkeln liegen, und hatte ausgiebig Zeit, über den Sinn oder Unsinn von Mensuren, die menschliche Ehre im allgemeinen und die eines Livonen im besonderen nachzudenken.

So lernte ich Janne erst später – im Herbst – kennen.

V

Mit einem regelrechten Schmiß im linken Auge, das kunstvoll zusammengenäht worden war, und einem üppig wuchernden Bart, der Kinn und Wangen malerisch umrahmte, kehrte ich aus dem Dunkel der Krankenstube ins helle Dasein des Dorpater Studentenlebens zurück. Bei allem Pech auf der Mensur hatte ich doch das große Glück, daß mir das Auge erhalten blieb; wäre die Spitze des Rapiers auch nur um einen Millimeter tiefer ins Auge eingedrungen, hätte man es nicht retten können.

Doch die Sehkraft hatte es fast völlig eingebüßt. Und um auch das gesunde Auge zu schonen, wurde mir für ein ganzes Jahr jegliches Lesen und Schreiben streng untersagt: Nichtstun und Faulheit waren mir also vom Arzt geradezu verordnet! So konnte ich mich in diesem Jahr, das der Mensur folgte, mit gutem Gewissen ganz dem Studentenleben hingeben, was ich nach den langen und langweiligen Wochen in der Klinik auch ausgiebig tat.

Ich hauste damals mit einigen Landsleuten, die mir besonders nahe standen, oben auf dem Jakobsberg inmitten eines ausgedehnten, verwilderten Gartens, der durch einen hohen Bretterzaun von der übrigen Welt abgegrenzt war. Unsere Behausung, ein baufälliges einstöckiges Holzgebäude, das jeden Augenblick einzustürzen drohte und nur von uns Studenten bewohnt wurde, führte seit altersher den stolzen Namen die »Venusburg«, und die estnische Aufwärtlerin, die uns versorgte – ein steinaltes, verhutzelttes Weibchen – hieß natürlich die »Venus«.

Jaschka hauste nicht weit von uns am Fuß des Jakobsbergs, und da wir beide nichts anderes zu tun hatten, als die Zeit auf eine möglichst angenehme Weise totzuschlagen, war ich oft bei ihm, oder auch er machte bei uns Station, wenn er auf dem Wege zum Konvents-Quartier im Zweispänner den Jakobsberg heraufrauste.

Natürlich hatte Jaschka mir, als ich noch in der Klinik lag, begeistert vom Tara-Ball und Janne berichtet. Aber gesehen hatte ich sie noch nicht. Wir hatten wieder mal die Nacht durchgesoffen, als Jaschka plötzlich – wie es seine Gewohnheit war – auf den verrückten Einfall kam, am helllichten Tag – und dazu war es noch ein Sonntagmorgen zur Kirchenzeit –, über den Embach zu fahren und seine Freundin zu besuchen.

Alle meine Einwände, daß wir für diesen Besuch doch lieber den Abend abwarten sollten, wenn es dunkel würde, ließ Jaschka nicht gelten: »Warum nicht gleich? Grade

heute am Sonntag hat Janne frei, wir fahren mit ihr hinaus, essen irgendwo zu Mittag, und du lernst sie endlich kennen! Ein Prachtmädel, das ich sofort heiraten würde, wenn es nur nach mir ginge!»

»Aber jetzt, am Sonntag, wenn alle zur Kirche gehen – über den Embach?!«

»Das machen wir ganz einfach: wir laden vorn auf dem Bock meinen großen Tschernodan auf, den alten Reisekoffer, dann denken alle, wir fahren nach Tois, und sind gerührt über den lieben Sohn, der seine heißgeliebte Stiefmutter und seinen teuren Onkel am Sonntag besucht, weil er die ganze Woche studieren muß!«

Und so rasselten wir im Zweispänner des alten Koolipappa, den großen leeren Koffer auf dem Bock, den Jakobsberg hinunter, bogen in die Breitstraße, dann in die Ritterstraße ein, brausten über den Rathausplatz, die Steinbrücke – über den Embach. Überall begegneten wir bekannten Gesichtern – alten Damen, die, sonntäglich gekleidet, zum Gottesdienst eilten und die wir natürlich höflich mit gelüftetem Deckel grüßten. Der große leere Koffer vorn auf dem Bock gab unserem Zweispänner ein höchst solides Aussehen. Trotzdem war es mir nicht ganz geheuer, als wir so am helllichten Tage, den Farben-Deckel auf dem Kopf, über den Embach trabten: wenn die alten Damen, die wir so höflich grüßten, geahnt hätten, daß dieser große Koffer, den wir da spazieren führen, nur eine leere Attrappe war, wenn sie geahnt hätten, wohin wir an diesem Sonntagmorgen führen!

Der alte Koolipappa wußte natürlich, wohin die Fahrt ging. Er bog in eine Seitenstraße ein und hielt bald darauf vor einem einstöckigen Holzgebäude. Jaschka stieg aus und zog an einem eisernen Glockengriff. Es scheperte heiser, die Tür öffnete sich, und wir traten ein.

Nun, ich hatte nicht allzu viel von Janne erwartet und war umso tiefer beeindruckt von der anmutigen kleinen

Person und ihrem unbefangenen Wesen. Eine Schönheit war sie keineswegs, aber in jeder Bewegung, jeder Gebärde von einem ungewöhnlichen Liebreiz.

Nein, das war kein Tiedemann-Mädchen, das sich den Nebenverdienst der Liebe verschafft, sondern ein durch und durch anständiges Geschöpf, das von Geld nichts wissen wollte.

Wie mir Jaschka später berichtete, hatte sie seinen Vorschlag, ihr durch eine feste monatliche Zuwendung eine gesicherte Existenz zu verschaffen, rundweg abgelehnt; sie müsse arbeiten, in ihrem Beruf weiterkommen. Sie wolle einmal als selbständige Schneiderin auf eigenen Füßen stehen und auch von ihm in keiner Weise abhängen. Nur gelegentliche kleine Geschenke nahm sie von ihm an – Blumen, Früchte, Konfekt – und auch die nur widerstrebbend und nur unter der Bedingung, daß auch sie ihn gelegentlich bewirten durfte. Das tat sie auch jetzt. Es gab einen starken Kaffee mit estrischem Rosinenbrot und den berühmten Böhningenschen Pfefferkuchen.

Dann kutschierten wir – mit aufgeschlagenem Verdeck, Janne zwischen uns beiden auf dem Rücksitz und den leeren Koffer noch immer vor uns auf dem Bock – auf der Straße nach St. Bartholomä hinaus, speisten im Krüge von Wasula zu Mittag und kehrten erst im Dunkel über St. Brigitten nach Dorpat zurück.

Wir blieben nur noch kurz bei Janne, denn es war schon spät, und sie mußte früh am Morgen zu ihrer Arbeit bei der Putzmacherin. Als wir aufbrachen, setzte Janne sich Jaschkas Farbendeckel auf den blonden Lockenkopf, trat vor einen Spiegel und schüttelte sich vor Lachen. Sie meinte, diese bunten Mützen wären doch eigentlich etwas für junge Mädchen oder kleine Kinder – und nicht für ernsthafte Männer, die studieren!

Das fände er eigentlich auch, gab Jaschka seufzend zu: »Ohne diese bunten Farben könnte ich dich jederzeit –

auch am helllichten Tage besuchen! Aber mit dieser Studentennütze ist das leider nicht möglich!»

»Und warum ist das unmöglich? Warum ließt du das Verdeck aufschlagen, als wir hinausfahren? Schämst du dich meiner?!«

Janne stellte sich auf die Fußspitzen, hob das Köpfchen, sah ihn fragend an: »Liebst du mich wirklich?«

Jaschka zog sie an sich, so daß sich ihre Fußspitzen vom Boden lösten und sie frei in der Luft schwebte: »Mehr als alles – mehr als diese bunte Mützel!«

Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, setzte sie auf den Fußboden, und wir gingen.

Der alte Koopipappa hielt mit seinem Zweispänner vor der Pforte, wir stiegen ein. Während der Fahrt schwieg Jaschka. Als wir aber über die Steinbrücke fuhren, meinte er nachdenklich: »Ist es nicht merkwürdig: früher versteckte ich den Farben-Deckel, wenn ich über die Brücke fuhr, aus Stolz, weil er mir heilig war und ich ihn nicht entweihen wollte. Jetzt, bei Janne, würde ich ihn auch am liebsten verstecken – aber nicht aus Stolz. Dieses bunte Mützchen kommt mir selbst etwas komisch vor! Hat Janne nicht recht, als sie so herzlich darüber lachte?!«

Nein, ich war mit Leib und Seele Livone, und etwas Höheres als den Livländer Farben-Deckel gab es für mich nicht. Aber Jannes herzhaftes, respektloses Lachen klang noch lange in mir nach. Zum erstenmal regte sich in mir ein heimlicher Zweifel: war unser Farben-Deckel wirklich etwas so Heiliges, wie wir es uns einbildeten? War die Welt, in der wir so unbekümmert lebten, wirklich so wunderbar, wie sie uns damals erschien?

VI

Natürlich hatte es sich schnell unter uns herumgesprochen, daß Jaschka drüben, auf der anderen Seite des Embach, eine kleine Estin besuchte. Er selbst machte daraus kein Geheimnis. Was war denn auch dabei? Wir alle fuhren ja gelegentlich über den Embach, das gehörte so zum Studentenleben, daß einer, der das nicht mitmachte, als Dudenäuser unliebsam auffiel. Aber der Anstand wurde gewahrt, der Farben-Deckel nie entweilt. Wenn man sich auf die andere Seite des Embach begab, dann tat man es so zu sagen »inkognito«. Die Ehre des Livonen blieb dabei völlig unangetastet.

Auch Jaschkas Liebesabenteuer mit der kleinen Estin hätte wohl keine weiteren Folgen gehabt, wenn er sich an diese Spielregel gehalten, die heiligen Gebote der Tradition und des Kommentars respektiert hätte.

Doch Jaschka setzte sich unbekümmert über all das hinweg, was uns Livonen damals heilig war. Er tat es zunächst wohl nur aus Laune, aus Übermut, dann aus Trotz und Eigensinn und schließlich aus einer ständig wachsenden Leidenschaft, die ihn völlig beherrschte. Janne war für ihn mehr als bloß ein »Verhältnis«: er liebte sie wirklich. Und diese Liebe war so stark, daß sie sich über alle Widerstände und Vorurteile seiner Zeit hinwegsetzte.

Anfangs wußte Jaschka wohl selbst nicht, was er eigentlich wollte. Was er tat, das tat er nicht aus Vorbedacht, irgendeiner Absicht, sondern spontan ganz einfach aus Übermut und Spaß, wie er auch sonst immer nur das tat, wozu er gerade Lust hatte.

Ich erinnere mich noch sehr genau an jenen ersten kleinen